

Nr. 107. Bromberg, den 12. Mai 1929.

Der Mann vom Meer.

Roman von Julius Regis.

(11. Fortsetzung.)

Während Wallion sprach, wurde Erik bald heiß, bald kalt. Hier war der Zusammenhang, den er nicht klar erkannt hatte. Dennoch erschien er ihm einfach und unausweichlich. Ja, er empfand sogar gar keine Überraschung.

„Nun?“ fragte Wallion nach einer Pause.

„Nein, es war kein Zufall!“ erklärte Erik mit harter Stimme.

„Colt ist nach Amsterdam gefahren um meine Heimkehr zu verhindern!“

„Ja, das ist wohl klar. Aber es sollte mich nicht wundern, wenn er außerdem Nachforschungen in bezug auf die Reynoldsche Erbfrage angestellt hätte.“

Erik sprang auf und begann erregt auf und ab zu gehen. „Das auch? Diese unselige Erbschaft? Aber natürlich — eine Intrige von dem sauberen Trio Colt, Behrmann und Drakenborch. Und als Colt mich nach der Haberschen Villa lockte, stellte er mir eine Falle.“

„Eine Falle muß vorbereitet werden, und er konnte nicht voraussehen, daß Delplace hinkommen, und Sie gerade nachtwandeln würden. Aber er benutzte die Situation, die sich entwickelte, äußerst geschickt.“

„Glauben Sie nicht, daß er derjenige war, nach dem Delplace suchte?“

„Ja, das glaube ich. Als Colt mit dem Auto in die Vasagata einbog, sah er Delplace vorm Hotel stehen. Beide erkannten einander, und Colt drehte um, weil er seinem Verfolger kommen wollte. Anfangs ist er dann wohl planlos umhergeirrt, bis ihm die leerstehende Villa einfiel, die ihm wohl auf der Fahrt nach Hamra aufgefallen sein wird. Er beschloß dort zu übernachten und führte Sie mit geeigneten Ausflüchten hinters Licht. Er glaubte nicht, daß es Delplace glücken würde, Sie zu verfolgen — — Alles weitere haben Sie ja selbst erzählt.“ Auch Wallion hatte sich erhoben, und aus seinem starken und doch freundlichen Blick sprach ein Mitgefühl, das Erik wohltat.

„Sagen Sie mir — — soll ich mich der Polizei stellen?“

„Wenn Sie die Frage am ersten Tage nach der Tragödie gestellt hätten, würde ich sie unbedingt bejaht haben. Jetzt liegt die Sache anders. Jetzt rate ich Ihnen auf meine eigene Verantwortung, noch damit zu warten — jedenfalls bis ich von mir hören lasse.“

„Könnte es nicht . . . eine Möglichkeit geben . . . daß ich es nicht gewesen bin?“

„Bedenken Sie, daß ich nicht mehr weiß, als Sie.“

„Meine Cousine sagte etwas . . . was mir nicht aus dem Kopf will. Sie sagte, es könnte noch eine vierte Person in der Villa gewesen sein, und die könne der Mörder sein.“

Wallion legte seine Zigarette weg. „Sagte sie das?“ Er lächelte plötzlich. „Ihre Cousine ist eine scharfsinnige junge Dame! Ich hoffe, sie bald kennen zu lernen.“

„Sie kommen nach Jägarö?“ rief Erik aus.

„Ja. Als Sie vorhin Ihren Namen nannten, dachte ich mir, daß Sie die Lösung des Villarätsels brächten. Statt dessen haben Sie mir eine Aufgabe aufgetürmt, die ungeahnte Möglichkeiten enthält. Gestern habe ich mich noch telegraphisch in Brüssel nach dem Zweck der Reise des Detektivs Delplace erkundigt. Nun muß ich mir Aufklärungen über Colt, Drakenborch und Behrmann verschaffen. Währenddessen müssen Sie auf Jägarö bleiben. Und sorgen Sie dafür, daß die liebenswürdigen Bewohner von Hamra nichts von Ihrem Besuch bei mir erfahren. — Übrigens — hier ist ein Stück Papier. Machen Sie mir bitte eine flüchtige Skizze von der Insel und der Lage des Hauses.“

Erik tat es und erläuterte sie mit kurzen Worten.

„Danke“, sagte Wallion und drückte ihm warm die Hand. „Also auf Wiedersehen! Ich werde bald kommen, aber vielleicht wie ein Dieb in der Nacht.“

Zorn.

I.

Als Erik in Jägarö an Land stieg, kam Märta ihm mit freudig erleichterter Miene entgegen. Es schien fast, als ob sie gefürchtet hätte, er würde nicht wiederkehren.

„Hast du Herrn Wallion getroffen?“ fragte sie.

„Ja, und ich habe ihm alles erzählt,“ stieß er heftig hervor, denn er hatte unterwegs reichlich Zeit gehabt, sich die ganze Sache zu überlegen, und befand sich in einem Zustand kalten Zorns.

„Und was sagte er? Nur ein paar Worte ‚Erik.“

„Er will versuchen, mir zu helfen. Er kommt her. Aber du ahnst nicht, was er —“

„Pst!“ flüsterte sie. „Die Leute von Hamra sind hier.“ Und schon ertönte aus dem Garten Drachenborchs sonore Stimme. Er saß neben Reynold unter der Linde, und ihnen gegenüber Colt und Dolores.

„Ah, da bist du also, mein Junge!“ rief Reynold erfreut. „Ich erzähle unseren Freunden eben von unserem Plan. Was meint die Taucherfirma denn dazu?“

„Ewald Seburg interessiert sich für die Sache und schickt uns seine Leute, sobald ich ihn benachrichtige“, erwiderte Erik.

„Weshalb hast du es nicht gleich abgemacht?“

„Ich wollte erst mit dir beraten. Wir können seine Berechnung ja nachher durchsehen.“ Der Wink war zu deutlich, als daß selbst Drakenborch ihn ignorieren konnte.

„Ja, die Sache ist interessant,“ bemerkte er, indem er sich schwerfällig erhob. „Was meinen Sie dazu, Colt?“

„Da ich die Beschaffenheit des Meerbodens nicht kenne, hab' ich kein Urteil darüber,“ lautete die kühle Antwort.

„Nun, ich wünsche Ihnen glänzenden Erfolg!“ sagte Drakenborch und reichte Reynold zum Abschied die Hand.

Märta und Reynold begleiteten die Gäste bis zur Brücke, und Erik hörte den Kubaner noch fragen: „Aber bei unserer verabredeten Séance bleibt es doch?“

„Gewiß, dazu bin ich gern bereit,“ erwiderte Reynold, und dann verloren sich die Stimmen in der Ferne.

Colt war zurückgeblieben und betrachtete Erik forschend.

„Was hast du eigentlich sonst noch in Stockholm gemacht?“ fragte er jetzt rasch und leise.

Erik steckte beide Hände in die Taschen. „Darüber bin ich dir keine Auskunft schuldig,“ erwiderte er kalt.

„Du bist irgendwie verändert,“ murmelte der andere, „und dein Eigensinn und Mangel an Logik bedeuten für mich zurzeit eine gewisse Gefahr. Nicht als ob ich irgendwelche Furcht hegte! Aber ich warne dich — warne dich ernstlich, vielleicht zum letztenmal.“

„Oh, gewarnt bin ich zur Genüge durch das Vorgefallene.“

„Um so besser! Deine kindlichen Unternehmungen belustigen mich nur. Tust du aber etwas, was mir nicht paßt,

oder meine Pläne behindert, so werde ich mich mit allen Mitteln wehren, die mir zu Gebote stehen. Hab' ich mich deutlich ausgedrückt?"

„Vollkommen. Wir sind zu einem idealen Einverständnis gelangt. Ich will dich nicht länger aufhalten. Deine Freunde warten."

Eine Stunde später war Erik mit seinem Vater übereingekommen, daß er am nächsten Tage nach Furusund segeln und telephonisch mit der Taucherfirma abschließen sollte.

„Was redete Drakenborch vorhin von einer Verabredung, Vater?" fragte Erik, als die Sache abgemacht war.

„Wir haben beschlossen, morgen noch eine Séance abzuhalten," erwiderte Reynold, ohne ihn anzusehen.

„In der Kajüte?"

„Nein, auf Hamra." Er klopfte seinen Sohn leicht auf die Schulter und ging ins Haus.

Nun konnte Erik sich endlich mit Märta aussprechen und erzählte ihr aufs eingehendste von seiner Unterredung mit Wallion, bis der Abend vollends hereinbrach. „Warum sagst du gar nichts?" flüsterte er schließlich.

„Es ist schlimmer, als wir dachten, Erik. Und doch — ich bin eigentlich nicht überrascht. Mir ist, als ob ich es — unbewußt — die ganze Zeit über gewußt hätte."

„Mir geht es ebenso. Colt und Genossen haben offenbar irgendetwas gegen uns vor, wenn ich nur begriffe, was? Bilden sie sich etwa ein, die Reynoldsche Milliarde erschleichen zu können? Dazu ist Colt doch allzu gerieben. Ach, wenn Wallion doch bald käme!"

„Er wird nicht lange auf sich warten lassen."

„Aber wie sollen wir's nur fertig bringen, mit diesen Leuten zusammenzutreffen, ohne uns zu verraten?"

„Das müssen wir eben", sagte Märta.

Gegen elf Uhr ging Erik zu Bett. Sein Herz war voller Zorn, und er schlief unruhig, aber fest.

II.

Die Uhr in der Halle schlug zwölf.

Da richtete sich Erik im Bett auf. Seine Augen waren weit geöffnet, er blickte starr geradeaus, und es war, als ob er irgendeinen fernen Laut vernähme. Dennoch war die Nacht vollkommen still, und kein normales Gehör hätte merken können, daß sich im Hause irgendetwas regte.

Nachdem er eine Weile so dagesessen hatte, stand er auf und begann sich anzukleiden. Wenn ein Zuschauer zur Stelle gewesen wäre, würde dieser sein Benehmen sicherlich spukhaft gefunden haben. Mit automatenhafter Sorgsamkeit legte er ein Kleidungsstück nach dem andern an. Die braunen Schuhe hielt er einige Sekunden lang in der Hand, als ob er überlegte, ging hin und vertauschte sie mit einem Paar alter Turnschuhe mit Gummisohlen. Er stand vorm Spiegel und band seine Krawatte — alles im Dunkeln. Und wenn besagter Zuschauer ein Licht vor seine Augen gehalten hätte, würde er keine Bewegung seiner Pupillen gewahrt haben. Erik schlief.

Jetzt ging er auf die Tür zu, öffnete sie lautlos und stand auf der Schwelle zur Halle. Auch diesmal schien er nicht zu sehen, sondern nur zu lauschen.

War es möglich, daß sein Unterbewußtsein unabhängig vom körperlichen Schlaf auf irgendetwas reagierte, was nicht ins Haus gehörte und sich doch darinnen befand? Sein Gehörsinn konnte kaum das sehr schwache Geräusch vernommen haben, das einen Augenblick in der Bibliothek ertönt war — ein Geräusch, das nicht einmal Märta zu wecken vermochte, obwohl nur eine einzige Tür ihr Zimmer von seinem Ursprung trennte.

Erik betrat die Halle und blieb dort abermals stehen. Es war, als ob seine Bewegungen durch Anregungen aus der Tiefe des Bewußtseins bedingt würden. Er runzelte die Stirn und richtete den Blick auf das andere Ende der Halle. Die Tür nach dem inneren Hof stand offen.

Er ging auf die Tür zu, die in der Nacht nicht hätte offen sein dürfen. Sie zog ihn unwiderstehlich an. Aber mitten vor der Bibliothek blieb er stehen.

Auch diese stand offen. Er wich im rechten Winkel von seiner Richtung ab und betrat die Bibliothek. Irgend etwas Dunkles wuchs gleichsam aus dem Boden empor und warf sich hinter eine Gardine. Mehr sahen seine Augen nicht, aber das Unterbewußtsein trieb ihn an, eine Pflicht zu erfüllen.

Mit ausgebreiteten Armen schritt Erik geradeswegs auf die Gardine zu. Seine Arme schlossen sich und erfaßten nichts. Er wollte jene schwarze Flamme fangen, jenen emporlodernden Schatten ... Blitzschnell fuhr er nach links herum. Vor dem Bücherregal glitt etwas am Boden auf die Tür zu. Als er darauf zuging, flog es empor und wich seinem Griff aus. Bis zur entgegengesetzten Wand entfloh es seinen tastenden Händen und huschte dann unter seinem ausgestreckten Arm zur Tür zurück. Erik hatte es beinah erfaßt, aber es entglitt seinen Fingern — ein Ruck, und seine Hände waren wieder leer.

Der Schatten fuhr durch die Tür auf den Hof hinaus, und er hinterher, und jetzt sprühte rasende Wut aus seinen offenen und doch schlafenden Augen. Über den Hof, um den Gesindeflügel herum ging die Jagd. Ein Mantel umflatterte die dunkle Gestalt — oder waren es gar Flügel? Sie glich einer Fledermaus von menschlicher Größe und schien kaum den Boden zu berühren. Der Abstand zwischen den beiden wurde immer größer.

Am Waldessaum, wo der Pfad nach der Kajüte sich stamm griff. Dann beruhigte er sich allmählich und be- Erik ein Antlitz zu, das ihm glänzend weiß zu sein schien.

Rief es ihm etwas zu?

Er sah es nicht mehr, er stand still und spähte zwischen die Bäume hinein. Ihm war, als ob ihn etwas zugleich lockte und davor warnte, dort einzudringen. Dann rannte er auf den Waldrand zu und das Dunkel verschlang ihn.

III.

Fröstelnd erwachte Erik und starrte rund um sich her. Er konnte nicht begreifen, wo er sich befand. Ihm war, als ob er eine heftige Gemütskrisis durchgemacht, als ob er sich in einem Zustand blinder Wut befunden habe. Seine Muskeln schmerzten, und er war schlaff und willenlos.

Allmählich wurde er seiner Sinne wieder mächtig. Er saß auf einem Stein im Walde, und zwischen den Bäumen hindurch schimmerte das Meer. Wie lange er dort schon gesessen hatte, vermochte er nicht zu beurteilen. Was war geschehen?

Er war zu Bett gegangen und war trotzdem vollständig angekleidet. Dabei erinnerte er sich nicht, aufgestanden zu sein und sich angezogen zu haben. Indem er den Kopf mit beiden Händen stützte, bemühte er sich angestrengt, irgendeine Erinnerung, irgendein Denkbild aus dem Zeitraum zwischen seinem Einschlafen und Erwachen zu erzwingen. Es schwebte ihm vor, als ob er gehört habe, daß es zwölf schlug. Und war er nicht in der Bibliothek gewesen?

Wirre Traumgesichter stiegen unzusammenhängend und unbestimmbar in ihm empor. Irgend jemand war vor ihm geflohen ... ja, er hatte irgend jemand über den Hof — durch den Wald verfolgt! Aber so sehr er sich auch bemühte, reichte sein Gedächtnis nicht weiter, als bis zu der dunkeln Gewißheit, daß er im Zorn eine Reihe von Handlungen begangen hatte, die seinem wachen Bewußtsein unbekannt waren.

Er war wieder im Schlaf gewandelt.

Der Gedanke beschlich ihn, bis er sich plötzlich als unerbittliche Schlußfolgerung entschleierte. Er flößte ihm körperlichen Widerwillen ein, so daß er aufsprang und in einem Anfall von Schwindel nach einem stützenden Baumstamm griff. Dann beruhigte er sich allmählich und beschloß nach Hause zu gehen. Vielleicht hatte er irgend jemand geweckt, so daß man sich dort um ihn ängstigte. Er wollte sagen, daß er ausgegangen sei, weil er nicht habe schlafen können. Das Geschehene war ja eigentlich nichts Merkwürdiges, sondern vermutlich eine natürliche Reaktion nach der gestrigen Gemütsbewegung. Er mußte es mit Maurice Wallion besprechen ...

Da vernahm er einen tiefen Seufzer in seiner unmittelbaren Nähe. Er drehte sich um und spähte nach dem Pfad hinüber. Erst jetzt gewahrte er, daß er sich in der Nähe der Kajüte befand — der freie Platz, auf dem sie stand, war kaum zwanzig Meter von ihm entfernt. So weit er zu sehen vermochte, war er allein, aber der Laut war so deutlich gewesen, daß er gewiß war, sich nicht getäuscht zu haben.

Er wollte laut fragen, überlegte es sich dann aber und begann, behutsam auf die Bucht zuzugehen. Bevor er ein Dutzend Schritte zurückgelegt hatte, ertönte wiederum ein schmerzlicher Seufzer. Darauf folgte ein Stöhnen, und gleichzeitig tauchten Kopf und Schultern eines Menschen langsam und mühselig aus dem Gras empor, um sofort wieder zurückzusinken.

Erik konnte eine männliche Gestalt unterscheiden, die mit dem Gesicht nach unten am Boden ausgestreckt lag. Er beugte sich zu ihr hinab, und ein Schauder überlief ihn, als er ihn erkannte. Rasch ließ er sich auf die Knie nieder und wandte den leblosen Körper vorsichtig um, bis der Kopf auf seinem Arm ruhte und er das Antlitz sah.

Es war sein Vater.

„Papa!" flüsterte er. „Was ist dir? Wie bist du hierher gekommen? Antworte doch! Bist du krank?"

Der Vater öffnete die Augen und erkannte ihn.

„Ich sah unten im Wasser Licht ... einen Schein, der sich hin und her bewegte ... unter der Wasserfläche ..."

(Fortsetzung folgt.)

Das Mutterherz.

Skizze von Richard Blasius.

Die Heide kroch langsam in ihr Frühlingskleid. Krüppelbirken und Wachholdersträucher schlugen aus. Da saß Fidde Voß vor ihrer Kate und schaute die Straße entlang. „Er kommt, er kommt“, sang in ihrem Herzen das Glück, auf das sie dreißig Jahre gewartet, an das sie immer geglaubt hatte, obwohl Jahr um Jahr vergangen und die Tage um Fidde Voß immer stiller, einsamer geworden waren.

Vor dreißig Jahren war ihr einziger Sohn in die Welt gegangen, in Unfrieden mit dem Vater, und hatte ein Menschenalter lang nichts von sich hören lassen. Jener Tag stellte in ihrem Leben ein düsteres, hohes Kreuz auf, drückte ihr eine Dornenkrone auf die Stirn, daß sie nie mehr froh wurde. Nur der unerschütterliche Glaube an des Sohnes einstige Heimkehr gab ihr die Kraft zum Weiterleben. Mit dieser Sehnsucht im Herzen wurde sie alt, war sie hinter dem Sarge ihres Lebensgefährten gebückt dahin gewankt und hatte noch immer die Hoffnung nicht aufgegeben.

Und ihre Zuversicht wurde belohnt. Heute hatte ihr der Depeschenbote ein Papier in die abgelegene Kate gebracht. Ihre zitternden Hände rissen es auf. Nur ein Wort sah sie: „Steffen.“

Dann verdunkelten Tränen ihre Augen. Und nur mühsam konnte sie die wenigen Worte entziffern: „Ich komme heim.“

Nun saß die Greisin da und wartete. Ihre schwach gewordenen Augen schauten über die Heide.

Da schlich die graue Sorge an ihre Seite und flüsterte mit heiserem Rabengekrächz in ihre Ohren: Wie wird er heimkommen, als einer der vielen am Leben Gescheiterten? Was trieb ihn heim? Die Sehnsucht nach der alten Mutter, oder zwangen ihn Not und Elend, sich des letzten Zufluchtsortes zu erinnern, des Mutterherzens? Was sollte werden, wenn er als Schiffbrüchiger heimkam? Sie konnte nur eins mit ihm teilen, ihre Armut.

Der Heidewind türmte im Westen graue Wolken auf und schob sie näher. An der Wegbiegung bei dem magern Föhrengebüsch wurde ein Gefährt sichtbar. Ihr Herz war voll Frohlocken. Also gehörte er doch nicht zu den Gescheiterten. Sie durfte stolz auf ihn sein, wie sie es gern wollte, vor sich und den Leuten. Sie strengte ihre Augen an, um zu erkennen, welcher Art der Wagen sei. Aber noch war er zu fern. Da faltete sie die Hände und flehte inbrünstig, ihr Steffen möge darin sitzen und als ein Mann von Ehre und Ansehen zu ihr kommen; nicht etwa, damit er ihre Armut wende, sondern nur um seinetwillen, damit er in den Augen der Welt etwas bedeute.

Das Gefährt kam näher, aber die Greisin ließ traurig den Kopf hängen: Es war ein Zigeunerkarren. Fahrendes Volk rasselte vorbei, eilig und ohne die Alte zu beachten.

Höher und höher schob sich die graue Wand im Westen und drängte sich zwischen Sonne und Heideland.

Da wieherte abermals am Föhrenbusch ein Pferd auf. Diesmal war es ein Reiter, den der Mutter Blicke erspähten. Das mußte er sein. Wie hätte seine Sehnsucht die Schneckenfahrt im Wagen ertragen sollen, dessen Räder in den grundlosen Wegen des Vorfrühlings versanken?

Aber auch der Reiter trabte vorüber. Man Wulf, der Heidebauer, war es gewesen.

Der Wind begann zu heulen. Das Gewölk raubte dem Tage alle lenzfrohen Farben. Doch die Greisin saß unbeweglich vor der Kate. Ihre Erwartungen wurden bescheidener. Was sollten ihrem Steffen Geld und Gut frommen? War es nicht genug, wenn er als einer heimkehrte, der geschickt und willig zu ehrlicher Arbeit war?

Am Nachmittage brach das Unwetter über die Heide herein. Die Föhren bogen sich sturmgepeitscht. Schwarze Wolkenungetüme trieben ostwärts und überschütteten das Land mit kalten Aprilschauern.

Fidde Voß hatte sich an den Herd geflüchtet. Die Wolken zerflatterten und hingen wie verwehte Rauchfahnen in der Luft. Aber der Regen rieselte weiter.

Das Mütterchen trat an das Fenster, und plötzlich krampfte sich ihr Herz in jähem Schreck zusammen. Ein wüst aussehender Mann schwankte zerlumpt, betrunken der Hütte zu. Ein Schwindel befiel sie. Ihre Gedanken flogen in wildem Entsetzen. Sollte er es sein? Nur das nicht! Sie sank mit wildem Aufschrei in die Knie und rang die Hände. Er war wirklich über die Schwelle getreten. Sie starrte entsetzt in ein aufgedunsenes, rotes Trinkergesicht.

Als er die Alte auf den Knien liegen sah, machte er kehrt und taumelte kopfschüttelnd hinaus. Da schrie im Mutterherzen die Angst auf. Wenn er es gewesen war! Wenn er sie ob ihrer Verzweiflung vor Scham wieder verlassen hatte! Sie stürzte ihm nach. Möchte er aussehen, wie er wollte; mochte er sein, was er wollte, er war ihr Sohn. Draußen hängte sie sich an ihn und starrte ihm in die Augen.

„Verfluchte Bettel!“ lallte der Trunkene und schüttelte sie von sich.

Sie faltete ihre Hände. „Dem Himmel Dank! Er war es nicht.“

Sie setzte sich an das Fenster und wartete wieder. Ihr Herz beruhigte sich. Wie töricht war sie doch gewesen! Ein Bettler schickt keine Depesche.

Und gegen Abend bog wieder einer um die Heideföhren, kam mit federnden Schritten daher, ein Köfferchen in der Linken, in der Rechten einen Stock, den Mantel über die Schulter gelegt.

„Steffen“, jauchzte es in ihr.

Da stand er schon in der Hütte und fiel ihr um den Hals. Schluchzend sank sie an seine Brust.

Es währte lange, ehe sie Worte fanden. Die Mutter strich ihm immer wieder über das ergraute Haar. Er zählte ja auch schon fünfzig Jahre. In seinen Augen las sie das Geborgensein ihres Alters.

Da wandte Fidde Voß sich ab und schämte sich ihres Verzagtseins und ihres Kleinmuts.

Perlen.

Skizze von Karl Götz.

Was halfen ihm seine überragenden Kenntnisse und Erfahrungen im Diamantengeschäft, wenn die Käufer ausblieben? Wenn das noch einige Wochen so weiter ging, würde der Abteilungsleiter für echte Steine selbst in diesem Hause von Weltruf überflüssig werden, und er konnte froh sein, wenn man ihn wieder irgendwo um einen Hungerlohn Geschirr waschen ließ. Mit solchen Gedanken ging Frank Schneider durch einige andere Abteilungen dieses luxuriösesten Schmuckhauses Newyorks. Überall waren die Angestellten vergnügten Sinnes. Eines Tages hatten sie ihm in seine Abteilung jenes Plakat gehängt, das sich in allen amerikanischen Straßenbahnwagen stumm bemüht, zur Verbindlichkeit zu erziehen: Keep smiling! Lächle! Aber auch dieses Plakat hatte den bitteren Zug nicht von seinen Lippen zu entfernen vermocht. Er ärgerte sich über dieses angewöhnte, steife Geschäftslächeln der Kollegen. Aber immerhin: Mochten sie lächeln! Was wußten die von Einwandererelend, von Arbeitslosigkeit! Er hatte ein krankes Kind daheim, eine treue, junge Frau, der die Tränen über die Wangen liefen, weil das Geld für einen Arzt fehlte.

Während er, in solches Sinnen versunken, auf einen wunderbar gefaßten Rubin starrte, trat ein Käufer ein. Ein vornehm gekleideter, älterer Mann mit würdig ernstem Gesicht. Franke legte dem Käufer eine Auswahl von Ringen mit echten kleinen Perlen vor, bei jedem Stücke auf seine besondere Schönheit aufmerksam machend. Er sagte nicht allgemeine, verschwommene Lobpreisungen, sondern er vermochte wirklich von jedem Stück gewissermaßen die Seele zu zeigen. Der Käufer wurde interessiert. Ob sie noch bessere Stücke hätten? Aber natürlich! Frank konnte jeden Ring in der Abteilung aus einem Behälter nehmen, ohne den Kunden auch nur eine Sekunde aus den Augen lassen zu müssen. Er brachte schließlich eines der teuersten Stücke und verkaufte es. Der neue Eigentümer bezahlte und bat, es ihm übersenden zu wollen. Auf seiner Karte stand: Charles Bulden, Metropolhotel. Das war ja jener Finanzmann, dessen Ankunft in Newyork die Zeitungen erst gestern gemeldet hatten.

Als der Käufer sich zum Gehen anschickte, überblickte Frank Schneider die gläserne Verkaufstafel. Wie, da fehlten ja . . . Richtig, da fehlten drei der teuersten Ringe! „Warten Sie! Einen Augenblick, mein Herr!“ rief der Verkäufer erregt. Er zählte hastig nochmals, sah auf den Boden: die Ringe fehlten. Mister Bulden kam zurück. Mit ihm einige Angestellte aus anderen Abteilungen und der Empfangschef der Firma. „Sahen Sie“, fragte dieser, „wie der Herr die besagten Ringe in der Hand hielt?“ — „Nein!“ — Ließen Sie den Herrn allein mit den Ringen?“ — „Keine Sekunde.“ — „Wie können Sie dann einen solchen Verdacht durch Ihr Zurückrufen auch nur leise anzudeuten wagen?“ — „Das ist allerdings unerhört“, sagte der Käufer mit tiefster Entrüstung. „Bitte, führen Sie mich zu dem Chef des Hauses!“ Die Herren stiegen in den Aufzug.

„Es tut mir ganz außerordentlich leid, daß Ihnen in unserem Hause so etwas passieren konnte“, sagte der Chef zu dem Käufer. „Vielleicht darf ich Sie mit einer Nadel oder einem anderen Erzeugnis unseres Hauses entschädigen?“ Und zu seiner Sekretärin gewandt: „Berechnen Sie das Gehalt von Herrn Schneider bis zu dieser Stunde.

Geben Sie ihm seine Papiere, er ist entlassen! — Darf ich hoffen, Herr Bulden, Sie zufrieden gestellt zu haben?" — „Gewiß, ich danke Ihnen."

Frank Schneider zitterte. Er hatte nur im Interesse dieses Hauses gehandelt. Es wirbelte in seinem Kopf. „Was heißt das?" stieß er mit heiserer und beängstigender Stimme hervor und stürzte sich plötzlich auf den in vornehmer Ruhe dastehenden Mister Bulden. Er entriß ihm den steifen Hut, den jener fest in der Hand hielt. Aber da fuhr ihm die derbe Faust seines Chefs unters Kinn, daß er bewußtlos nach hinten taumelte . . .

Als er wieder zu sich kam, lag er in dem niederen Liegestuhl in dem Bureau des Chefs. Dieser stand neben ihm und fragte: „Wie kamen Sie nur auf die Idee mit dem Hut?" Der Gefragte sprang auf und schrie: „Was, waren die Ringe wirklich darin? Der Mann hatte den Hut auf die Verkaufsplatte gelegt, aber ich bemerkte keine verdächtige Handbewegung, obwohl ich mein ganzes Augenmerk auf seine Hände gerichtet hatte." — „Ja, sehen Sie sich diesen Hut einmal näher an. Das ist ein raffiniertes Machwerk. Ein leichter Druck von oben löst innen eine Feder aus, die eine stark kleberige kleine Wachsplatte nach unten drückt. Diese klebt dann die Ringe an sich und schnappt wieder nach oben. Als Sie dem Diebe den Hut entrissen hatten, rannte er zur Tür. Ich war leider nicht schnell genug, so daß uns der Kerl vorerst entkam."

Er griff nach Schneiders Hand. „Schmerzt mein dummer Schlag noch? Hoffentlich bleibt nichts davon. Aber vorher etwas anderes: Sie sind von heute ab Vorsteher unserer ganzen Edelschmuckabteilung. Einverstanden?" — Und ob Frank Schneider einverstanden war! Er nahm das Telephon vom Tisch und bestellte einen Arzt für sein Kind.

Als er gehen wollte, klingelte es eben wieder. „Warten Sie", unterbrach sein Chef das Telephongespräch. „Die Kriminalpolizei telephoniert . . . Was, Sie haben ihn erwischt? Ein guter Fang? Was sagen Sie? . . . Gordon Brane ist es? Das wäre freilich ein Fang! . . . Ob ich wüßte, daß die Vereinigung der Juweliere Newyorks auf dessen Ergreifung 5000 Dollar ausgesetzt hätte? Aber sicher, ich bin der Vorsitzende dieser Vereinigung . . . Herr Schneider, alle Wetter", sagte er, während er den Hörer einhängte, „ich gratuliere! Ihren Preis können Sie sich morgen schon holen!"

Gerechtigkeit muß sein!

(Ein kanadischer Michael Kohlhaas.)

In den Wäldern Kanadas wohnen noch Leute von ungekünsteltem Rechtsempfinden. Der Trapper **Jim Olcott**, der an den Ufern des Mackenzie-Flusses eine Silberfuchsfarm betreibt, ist auch einer von ihnen. Kürzlich kam eine Abteilung Soldaten, die in der menschenverlassenen Gegend nach dem Rechten sehen sollte, an seiner Blockhütte vorbei. Dabei lief den Soldaten ein Silberfuchs in die Hände, und da sie ihn für ein wildes Tier hielten, schossen sie ihn nieder.

Als der Trapper Olcott davon erfuhr, verfolgte er die Truppe, und verlangte, wenn nicht Schadenersatz, so doch zum mindesten eine Entschuldigung.

Der Führer der Polizeistreife aber wies Olcott barsch ab und ritt mit seinen Leuten weiter. Der Trapper war darüber so aufgebracht, daß er seine Farm seinen Leuten zur Aufsicht überließ und seinen Schlitten zurecht machte, um in die etwa 600 Meilen entfernte Bezirksstadt zu fahren. Nach langen Strapazen kam er in **Dungevan** an, von wo er mit dem Zuge nach **Regina**, der Hauptstadt der Provinz Saskatschewan, weiterfuhr. Dort angekommen, suchte er sofort den Kommandanten der Landespolizei auf und brachte ihm seine Beschwerde vor.

„Sie mögen ja recht haben . . .", wurde ihm erwidert, „aber ich kann selbst nichts dagegen tun. Die Sache muß bei der Regierung anhängig gemacht werden. Gehen Sie doch nach Ottawa . . ."

Jim Olcott sagte kein Wort, sondern reiste noch am selben Tage nach **Ottawa**. Vier Tage und vier Nächte lag er auf der Eisenbahn. Eine Woche lang versuchte er vergeblich, bei den maßgebenden Stellen Zutritt zu erlangen. Endlich glückte es ihm, zufällig einen der regierenden Männer anzutreffen, und Jim klagte ihm sein Leid. Der Regierungsvertreter erklärte sich denn auch bereit, eine Untersuchung einzuleiten. Nun war der Trapper beruhigt und er kehrte auf seine Farm zurück.

Außer den schrecklichen Strapazen hat die Reise **viertausend Dollar** gekostet. Jim Olcott sitzt nun wieder in seiner Einsamkeit und wartet täglich auf das Eintreffen der Untersuchungskommission. Wahrscheinlich wird er lange warten können; aber Jim sagt: „Was Recht ist, muß auch Recht bleiben." Er hat schon jetzt verlauten lassen, daß, wenn die Kommission nicht kommen würde, er sich auf anderem Wege Gerechtigkeit verschaffen will. Um seinen Silberfuchs bezahlt zu erhalten, schrecke er nicht einmal vor einer Reise nach London zurück. Und daher ist es wohl nicht ausgeschlossen, daß sich der biedere Kanadier eines Tages bei Herrn Chamberlain einstellen wird, um ihm seine Sache vorzutragen. Ob man Jim Olcott wohl in London Gerechtigkeit widerfahren läßt?

Bodo M. Vogel.



Bunte Chronik



*** Der ehrgeizige Pförtner.** Im Arbeitszimmer des amerikanischen Postministers Franklin Roosevelt wurde vor einiger Zeit kurz vor Schluß der Amtsstunden eine Bombe aufgefunden. Man vermutete ein politisches Attentat, und es wurden fieberhafte Anstrengungen gemacht, um den Täter zu ermitteln. Die Versuche verliefen jedoch zunächst ergebnislos, und die Aufregung über das mysteriöse Attentat legte sich, als man feststellte, daß die Bombe mit einem zwar übelriechenden, aber ungefährlichen Stoff gefüllt war, der keinerlei Schaden angerichtet hätte, selbst wenn die Bombe nicht durch die Wachsamkeit des Pförtners noch vor der Explosion gefunden worden und unschädlich gemacht wäre. Man vermutete nun, daß es sich um einen schlechten Scherz gehandelt habe und ließ die Sache auf sich beruhen. Dem umsichtigen Pförtner jedoch sprach der Postminister seinen Dank aus, beförderte ihn und verschmähte es nicht, in höchsteigener Person bei der Hochzeit seines treuen Untergebenen und — beinahe — Lebensretters zu erscheinen. In der Ehe fand der Pförtner aber anscheinend nicht das erhoffte Glück. Heftige Auseinandersetzungen waren an der Tagesordnung, und nach einem solchen Streit erschien die liebevolle Gattin des Pförtners dieser Tage bei der Polizei und gab an, daß ihr Mann die geheimnisvolle Bombe selber gelegt habe. Er hatte dies nach seinem später erfolgenden eigenen Geständnis aus Ehrgeiz getan, um durch seine Gewissenhaftigkeit und Geistesgegenwart bei der Vernichtung der Bombe die Aufmerksamkeit seines hohen Vorgesetzten auf sich zu lenken und so im Dienste schneller zu avancieren!

*** Der Lebensfilm des Filmgewaltigen.** Alle Anforderungen, die man an ein publikumwirksames Filmmanuskript stellen kann, sind in dem Aufstieg des Filmherrschers Mr. Zucker restlos erfüllt. Schier unüberwindbare Schwierigkeiten, unerwartete, verblüffende Wendungen, der Kampf mit den Elementen, eine mächtige Feuersbrunst, der hierauf folgende Zusammenbruch und das schließliche happyend, das sind die einzelnen Abschnitte dieses Szenariums, das das Leben geschaffen hat. In einem kleinen Dorfe in Ungarn erblickte Zucker, der spätere Filmgewaltige, das Licht der Welt. Er war arm, bettelarm. Als 17jähriger entschloß er sich, auszuwandern. Er hatte gerade so viel Geld, um eine Schiffskarte III. Klasse lösen zu können, und kam in Amerika, in dem gelobten Lande, mit 40 Dollar in den Taschen an. Das war alles, was er besaß. Er wurde in Newyork Lehrling bei einem Tapezierer mit wöchentlich vier Dollar Lohn. Und zehn Jahre später konnte er mit Mary Pickford einen sechstausend Dollar-Kontrakt unterzeichnen. Er hatte während dieser zehn Jahre großes Glück. Da er von Natur aus schwächlich war, mußte er die Tapezierlaufbahn aufgeben. Er wurde Kürschner und konnte sich als solcher nach einigen Jahren einige tausend Dollar ersparen. In dieser Zeit legte Edison durch seine Erfindungen die Grundlagen für den Kinematographen. Zucker hatte nun den Einfall, auf diesem Zelluloidstreifen zusammenhängende kleine interessante Szenen zusammenzustellen. Mit seinen Ersparnissen gründete er ein Filmatelier im Kleinen. Kaum war dies einige Monate in Tätigkeit, als ein Feuer ausbrach und alles, aber auch alles vernichtete. Zucker mußte nun von vorne beginnen, da sein Atelier nicht versichert war. Und da hatte er wieder Glück. Es stellte sich heraus daß der größte Teil der Filmnegative, die er gedreht hatte, an einem anderen Orte aufbewahrt waren. Nun war Zucker gerettet. Von da ab ging alles in rasendem Tempo vorwärts. Der Film mit Sarah Bernhard wurde zu einer Sensation. Damals sagte die Tragödin: „Jetzt fühle ich erst, daß ich unsterblich geworden bin." Zucker begann nun, erstklassige Schriftsteller und erstklassige Schauspieler zu engagieren. Er bewilligte immer größere und größere Honorare, und so entstanden die Filmstargagen. Vor kaum 30 Jahren ein armer Arbeiter, und heute der Halbgott von Hollywood, das ist eine echt amerikanische Karriere.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.